

## Aus dem Leben und Leiden der Familie Sternheim in Lemgo.

Das Finale mag am Anfang dieser Schilderung stehen. Sie ist auch ein Zeitdokument aus unserer immer noch nicht bewältigten Vergangenheit. Das Gedächtnis vieler Mitbürger einmal wieder aufzufrischen, ist ja unumgänglich notwendig.

Da saß einige Wochen nach Beendigung des zweiten Weltkrieges in einem dürftig ausgestatteten Zimmer im Sternheimschen Hause an der ~~de~~ Paulinenstraße in Lemgo der einstige Besitzer dieses Hauses und der dazu gehörigen weiten Getreidelagerräume: Kaufmann Adolf Sternheim. Er war als einziger Überlebender seiner Familie aus der Hölle des KZ Theresienstadt heimgekehrt; Frau, Tochter und Enkelkind aber blieben dort, verhungert, vergast - wer weiß, wie sie umgebracht worden sind!

Nun saß da, wo diese Familie einst so glückliche Tage verlebt hatte, ein frühzeitig gealterter Mann, ein Fremder im eigenen Heim, auf der Kante seines Bettes. Über die fahlen Wangen liefen die Tränen auf Rosen, die ihm die Tochter einer mit ihm und seiner Frau einst befreundeten Familie gebracht hatte. Ein bitteres Wort: "Ich kann Dir nicht einmal einen Stuhl anbieten...", ein Blick in das fast ärmlich ausgestattete Zimmer sagten alles Unausgesprochene. Ein Stuhl mit einer Waschschale, ein Nagel in der Wand, an dem Überzieher und Hut hingen, das Bett und ein alter Tisch --- ja, das war alles. Es zeigte, wie Nutznießer des Dritten Reiches sich aus dem einst so wertvollen Mobiliar geseget hatten. Denn diese Familie war einst wohlhabend und überall in der Stadt angesehen.

An der Papenstraße, in den mit den schön geschnitzten Giebeln ausgestatteten Häusern 30 und 32 war der aus Paderborn kommende Getreidekaufmann Adolf Sternheim - es mag kurz nach der Jahrhundertwende gewesen sein - in Lemgo nach Übernahme des alten Getreidegeschäfts ~~Ma~~ Uhlmann ansässig geworden. Bald schon hatte er sich als guter, fachkundiger und reeller Kaufmann einen guten Ruf erworben. Der Erfolg blieb nicht aus, und dann übernahm er vom Bankier Lenzberg den großen Lagerschuppen zwischen Paulinenstraße und Detmolderweg (heute Firma Köster) mit dem auf dem Grundstück stehenden Wohnhause. Adolf Sternheim wurde bald nicht nur als seriöser Kaufmann, sondern in der Öffentlichkeit dadurch bekannt, daß er auch in Lemgo eine Sanitätskolonne vom Roten Kreuz <sup>gründete</sup>, wie er schon an seinem früheren Wohnorte Paderborn in gleicher Weise gewirkt hatte. Kolonnenarzt war Dr. med. Corvey, später Dr. med. Pape. Bürger Lemgos unterstützten dieses Werk, eine andere jüdische Familie, M. L. Kabaker, stiftete die erste fahrbare Krankentrage; an ein Krankentransportauto dachte in

jener Zeit vor dem ersten Weltkriege noch niemand. Im Weltkriege 1914/18 konnte die junge Sanitätskolonne sich in der Pflege vieler Verwundeter und Kranker in der Alten Hansestadt bewähren.

So kam die Familie Sternheim zu Ansehen und wirtschaftlich zu einem soliden Wohlstand. Ein glückliches Familienleben umschloß alle Glieder dieser Familie, bis---ja, bis die Fanatiker des Hitlerregimes alles brutal zerschlugen, alles "enteigneten" und dann die Familie bis auf die im Auslande verheiratete jüngste Tochter in die Hölle des KZ Theresienstadt verschleppten.

Nun war der Familienvater als einziger zurückgekommen, verhäht, ausgehungert, ausgeplündert, seiner Lieben brutal beraubt. Nun hätte er sich rächen können, aber die Stadt erlebte einen Geschlagenen, der alle beschämte. Er kannte keine Rache, er vergab allen. Bald schon erbat und bekamen!-viele ehemalige Mitbürger jene "Persilscheine", die anständiges Betragen vor dem Entnazifizierungsausschuß dokumentieren sollten. Mancher hat sich damals gewundert, welche Leute sich plötzlich als judenfreundlich entpuppten.

Adolf Sternheim ist dann in Lemgo friedlich gestorben. Viele alte Lemgoer erinnern sich noch seiner und seiner Familie, die ohne jedes eigene Verschulden solch unendliches Leid erdulden mußte.

*MP*

*H. Papp*

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein

Es war als wenn so viele leichte und schwere, oft sogar sehr schwere Jahre weggewischt waren, als meine Freundin Aenne und ich durch New York liefen, manchmal die roten Stoplichter übersehend, die den Verkehr dort in vor - bildlicher Weise regeln, weil wir das auch von Lemgo nicht gewohnt waren.

Dass sich eine Kinderfreundschaft, die mit 5 Jahren geschlossen wurde, so bewähren würde, hätte wohl niemand den beiden kleinen Mädchen prophezeien können, die nun ein herzliches Wiedersehen in Amerika feierten. Das Schicksal hatte sie zwar getrennt, aber nicht auseinandergebracht und es ging so, wie es in all diesen Fällen mit Frage und Antwort geht: "Weisst Du noch?"

"Natürlich weiss ich das noch."

So lebte eine Zeit wieder auf, gefüllt von Kinderspielen, Schularbeitssorgen, Waldspaziergängen und Backfischschwärmereien. Ich sehe mich noch als sieben-jähriges Kind am 3. Mai, dem Geburtstag der Freundin im weissen Kleidchen, ein winziges Paket fest geklemmt in der Hand haltend, zu Familie Michaelis gehen. Schon im festlichen Vorgefühl auf die Genüsse, die meiner dort warteten, nämlich Limonade und lippischer Butterkuchen und als Höhepunkt von allem, später der Fisch aus Schokoladenpudding, von dem ich dachte, dass auf der ganzen Welt nichts so gut schmeckte.

Der Geburtstagsfreude war ein Drama vorhergegangen, mit elterlichen Ermahnungen doch vernünftig zu sein und mit dem kindischen Tritz, ein einmal gekauftes Geburtstagsgeschenk nicht wieder umtauschen zu wollen. Dieses Geburtstags - geschenk war in meinen Augen das aparteste Schmuckstück, das eine Siebenjährige tragen konnte, nämlich eine Brosche in Form eines Krokodils aus Doublé mit funkelnden grünen Glasaugen. Keine Tränenflut konnte meine Mutter von ihrem festen Entschluss abbringen, dass das Krokodil umgetauscht werden musste und so war ich schweren Herzens ins Geschäft zurückgegangen, um mein Geschenk für eine andere Nippsache zu tauschen.

Sicher ein Dutzend kleine Mädels waren die Partner an dieser "Maifeier" und all das erstand wieder einmal bei den Gesprächen in New York in 1949, auf die wir uns so lange schon gefreut hatten. Aenne und ihr Mann hatten "untergetaucht" in Belgien den Krieg überstanden und bauten sich nun durch unermüdliche Arbeit wieder ihre Existenz in dem herrlichen aber harten Land, das Amerika heisst, auf. Nicht ganz ohne Hilfe; denn die Cousine von Aenne, Else Schickler geb. Katzenstein war schon viele Jahre vorher mit Familie nach dort ausgewandert und versuchte mit Güte und Hilfsbereitschaft den nach - kommenden Verwandten aus Europa den Weg zu ebnen. So hat sie nicht nur Verwandten, sondern auch Freunden und selbst Unbekannten geholfen, Fuss zu

fassen auf dem felsigen Boden von New York.

Dass Aenne und ich erst mit 5 Jahren Freundschaft schliessen konnten, war der Tatsache zuzuschreiben, dass meine Wiege nicht in Lemgo sondern in Paderborn gestanden hatte, in einem Haus in der Riemeckestrasse, das selbst die schwersten Kriegsbombardemente überstanden hat. Die gütige Göttin des Schicksals lässt mich zurückschauend glauben, dass meine ersten Kinderjahre sich wie die Perlen einer schönen und leuchtenden Kette aneinander gereiht haben. Ausgewischt sind Kindertränen und Kinderverdruss und geblieben ist die Erinnerung an viele strahlende Sonnentage. Diese Sonnentage spielten sich hauptsächlich in dem riesengrossen Garten einer meiner Freundinnen ab, deren Vater der beneidete Besitzer einer Handelsgärtnerei und Baumschule war.

Das war ein Kinderparadies für die ganze Strasse und nur manchmal spielte der "Obergärtner" die Rolle des Engels im Paradies. Wenn ihm der Lärm und die Heruntollerei zu viel wurde, jagte er uns nach Hause, war aber immer bereit, die kleinen Sünder am nächsten Tag wieder zuzulassen, wenn sie hoch und heilig versprochen, keinen Radau mehr zu machen und keiner Blume in den vielen Gewächshäusern ein Härchen oder besser gesagt ein Blättchen zu krümmen.

Auch unsere Wohnung hatte einen Garten, aber verglichen mit den "Grossgrundbesitzern", die die Eltern meiner Freundin waren, waren wir nur bescheidene Kleinbauern. Auch unser Gärtchen, mit Beeten von Vergissmeinnicht und Primeln entbehrte des Reizes nicht und alljährlich spielte sich dort das grosse Fest der Ostereiersuche ab.

Bis eines Tages meine ältere Schwester den revolutionären Gedanken hegte, ihn auch offen aussprach, dass der Osterhase ein Gebilde der Fantasie sei, nur erfunden, um kleine Mädels irrezuführen. Einen Tag vor Ostern mussten sich meine Eltern gefallenlassen, dass ihre Aelteste ihnen diese kühnen Gedanken offenbarte und was noch schlimmer war, ihrem Schwesterchen alle Illusionen nahm. Doch wer beschreibt mein grosses Erstaunen, als ich am Ostermorgen in den Garten kommend, nicht nur die süssen, bunten Eier, sondern auch den Spender dieser Herrlichkeiten den Osterhasen, im Gras vorfabd. Meine Schwester hatte viel von ihrer Autorität verloren und der Glaube war wieder hergestellt.

Dass dieser Glaube auf meiner Unkenntnis der Zoologie beruhte, habe ich erst viel später erfahren; denn der Osterhase war ein von einem Nachbarn zu diesem Zweck geborgtes braunes Kaninchen, das sich brav für den Betrug hergab.

Es gab noch manche Feste im Kinderland ausser dem Ostereiersuchen. Welch eine Freude war es, sicher an Mutters Hand über den Liborimarkt zu gehen. Karussell fahrend, Nugat lutschend, Honigkuchen kaufend und staunend über alles, was

einem Dreikäsehoch zum Staunen brachte. Kürzlich habe ich wieder in einer der Novellen von Alan Sillitoe "Die Arche Noah" die ganze Sphäre eines Jahrmarkts gefühlt mit ihrem Flitterglanz, der Buntheit und der Bewegung.

Merkwürdig genug war später in Lemgo Kläschen niemals ein wirkliches Fest für mich, ich glaube, dass der Unterschied in der Jahreszeit war, dass ich ganz anders reagierte. Denn aus Mitleid mit den armen Schaustellern, die in Wind und Wetter in ihren Buden stehen mussten, bin ich zu keinem Genuss gekommen. Ich sehe sie jetzt noch vor mir, ganz den Elementen preisgegeben; denn Sturm und Regen gehörten wohl meistens zum Kläschenmarkt.

Für die kulturhistorischen Schönheiten von Paderborn sind mir erst später, als ich schon längst in Lemgo war und nur wiederholt besuchsweise zu Freunden fuhr, die Augen aufgegangen. Aber in meinen frühesten Erinnerungen weiss ich von meinem Gefallen an dem herrlichen Rathaus. In seiner Nähe, am Marienplatz, hatten meine Eltern Freunde und auch diese Freundschaft konnte ich viele Jahre später in Holland erneuern. Rein durch Zufall, auf Wohnungssuche, führte der Weg den bekannten Paderborner Augenarzt, Dr. Stein und mich in Amsterdam zusammen. Unser Treffen wurde der Anfang einer warmen Freundschaft, die bis zu seinem viel zu frühen Tod dauerte, dem ein langes qualvolles Leiden, das er heldenhaft trug, voranging. Dieses Leiden hatte seinen Anfang in einem deutschen Konzentrationslager genommen, dem der zarte, keineswegs widerstandsfähige Mann nicht gewachsen war. Während der deutschen Besatzung in Holland musste er sich versteckt halten und alles zusammen brachte das schlummernde Leiden zum Ausbruch. Körperlich gebrochen, aber geistig sprühend wie in der guten alten Zeit verlebten wir manche schöne Stunde zusammen und manch guten Rat gab er der Landsmännin, die er, wie er sagte, als erster Mann, ausser dem Vater, in seinen Armen gehalten hatte.

An dieses Schäferstündchen kann ich mich nicht mehr erinnern, es ist auch kein Wunder, ich war damals erst 14 Tage alt, ein kleines schwächliches Mädchen, das statt des ersehnten Stammhalters auf die Welt kam. Ich glaube, dass mein Vater, der sich später als Getreidehändler in Lemgo selbständig machte, das Fehlen eines Sohnes völlig überwunden hatte und meiner Mutter waren die zwei Mädels genau so lieb. Doch ich hätte zu gerne ein Brüderchen gehabt und noch lieber Zwillinge.

Nachdem der Storch selbst mit den grössten Zuckerstücken nicht in unser schönes altes Haus in der Papenstrasse in Lemgo zu locken war, wollte ich es mal auf eine andere Weise probieren und ich wurde durch einen Rebsebericht meiner Eltern, die gerade von Berlin zurückkamen, dazu ermutigt. Sie wussten so viel

von den Reizen der Reichshauptstadt zu erzählen und besonders die Warenhäuser hatten es meiner Mutter angetan.

Auf meine Frage, ob man auch dort Baby's bekommen könnte, glaubte sie mit "ja" erwidern zu müssen und so fasste ich den Entschluss, mich mit einem persönlichen Schreiben an Herrn Tietz zu wenden. Die Karte, die meine Eltern heimtückisch unterschlagen haben, halte ich jetzt in der Hand und schreibe sie wörtlich ab:

" Lieber Herr Tits,

ich wollte gern ein Paar Zwillinge haben, von dem höchsten Preis. Teilen Sie mir bitte (mit) wann ich sie kriege. Sie dürfen 1 bis 2 Jahre alt sein. Meine Adresse ist: Freulen Ilse Sternheim Lemgo Papenstr. Nr. 32. Ich habe noch was vergessen. Es soll ein Mädchen und ein Junge sein."

Ich glaube, diese Karte hätte, trotz der orthographischen Fehler das Herz von Herrn Tietz gerührt und wenn meine Eltern sich nicht an der jungen Schreiberin versündigt hätten, wäre von Berlin wohl ein Nachnahmepaket eingetroffen und die Zwillinge "zu dem höchsten Preis" hätten zu den zwei Mädeln Frohsinn ins Haus gebracht. Zeit meines Lebens werde ich Mutters Grundsatz, nur die besten Qualitäten zu kaufen, weil das immer am billigsten ist, nicht untreu werden, aber leider hat die Zukunft mir weder teure noch billige Zwillinge gebracht.

Doch ist es mir ein Trost, dass ihnen Verfolgung und Herzeleid erspart geblieben sind.

Ilse Drucker

## Kein Teenager

Zu meiner Zeit gab es keine Teenager und so war ich dann schlicht gesagt ein Backfisch. Manchmal ein netter fröhlicher, häufig ein unausstehlicher, mit Anflügen von Weltschmerz und ab und zu auch Weltverbesserung. Den Eltern habe ich es in meinem ungestümen Freiheitsdrang, der dieser Periode wohl oft eigen ist, nicht leicht gemacht; denn ich wusste zwar genau, was ich nicht wollte, aber mir war meistens nicht klar, was ich wohl wollte.

Eins wollte ich bestimmt nicht, nämlich Hausarbeit irgendwelcher Art tun, sie erschien mir das Schrecklichste vom Schrecklichen. Es war ja auch garnicht so nötig; denn damals hatten noch viele Familien eine Hilfe, die ich heute nur als die guten Geister jedes Hauses bezeichnen möchte. Trotzdem wurde im Familienrat entschieden, dass die heranwachsende Tochter wenigstens die einfachsten Pflichten übernehmen sollte und der Anfang wurde damit gemacht, dass man mir den Auftrag gab, den Esstisch abzuräumen. Selten wird wohl die Mutter so viel Reue über eine Anweisung gehabt haben; denn ich fügte mich zwar widerwillig, aber die Tücke des Objektes spielte wieder einmal eine grosse Rolle. Die Tücke war das Schleifchen an meinem Aermel, mit dem ich an der Türklinke hängenblieb und dadurch das ganze Geschirr anstatt auf die Anrichte auf den Fussboden deponierte. Scherben bringen Glück! Wenigstens brachten sie mir das Glück, dass ich in Zukunft von allen häuslichen Obliegenheiten dispensiert wurde und dass es im Verwandten- und Bekanntenkreis nur eine Meinung gab: Ilse ist zu dumm und ungeschickt, um nur etwas im Hause zu tun.

Lemgo hatte damals nur eine höhere Töchterschule und so musste man zum Lyceum entweder nach Hameln oder Bielefeld gehen. Meine Eltern gaben Hameln den Vorzug, da Vater wöchentlich dort die Getreidebörse besuchte, aber ich wollte von Hameln absolut nichts wissen, ich fand es eine langweilige Stadt und so gaben die Eltern nach und ich wurde nach Bielefeld umgeschult.

Mit grosser Dankbarkeit denke ich an die jetzige Bavinckschule, die damals noch Auguste Victoria-Schule hiess, zurück. Nach der spiessigen Atmosphäre von Lemgo wehte dort freiere Luft und vor allem Fräulein Cremer, unserer verehrten Klassenlehrerin verdanke ich viel an menschlichen und geistigen Werten. Ich habe sie mehrmals nach dem Kriege besucht und habe erst damals begriffen, mit welcher warmen Herzen sie an dem Wohl und Weh ihrer Schülerinnen, die sie als ihre Kinder betrachtete, teilnahm. Manchmal war ich fassungslos, wieviel sie noch von mir wusste und ich war doch nur eine von vielen, die durch ihre festen und gütigen Hände gegangen ist. Aber das ist wohl das Geheimnis aller guten Pädagogen, je mehr sie sich verschenken, umso mehr wird ihnen gegeben.

Schon während der Schulzeit gab es Sorgen um die Berufswahl, von mir viel ernster genommen als von den Eltern, die wie so viele bürgerliche Eltern der damaligen Zeit, die Berufswahl für Töchter nicht zu wichtig nahmen. Es war ja wahrscheinlich nur eine Zeitfüllung von einigen Jahren, bis die Töchter aus einem behüteten Elternhaus in eine behütete Ehe gingen, wozu sollte man davon so viel Aufhebens machen. Ich glaube in der Grosstadt hatten sich damals schon modernere Ideen durchgesetzt, aber die Frauen - Emanzipation war in ihrer vollen Bedeutung noch nicht nach Lemgo durchgedrungen. Am liebsten hätten mich meine Eltern wie meine ältere Schwester in ein Pensionat geschickt, nach altem Rezept wäre mir dann ein bisschen französisch, ein bisschen englisch und noch mehr was ein junges Mädchen aus gutem Hause wissen musste, beigebracht. Aber gegen meinen Entrüstungsturm konnten sie nicht aufkommen und so war die "Schlacht" gewonnen und man hatte ja zur Berufswahl gesagt.

Welch einen Beruf sollte ich nun wählen? Es waren wohl verschiedene Anlagen da, die man zur Reife hätte bringen können, aber ganz im Anfang spielte ich mit dem Gedanken, Kunstgeschichte zu studieren. Kunst, im Elternhaus sehr gepflegt, bedeutete so viel für mich. Ich sehe noch Vaters zorniges Gesicht vor mir, als ich meinen Wunsch äusserte. "Schlag Dir das nur aus dem Kopf, mein Kind, dazu werde ich nie meine Einwilligung geben. Wenn Du schon 'nen Beruf wählst, musst Du Dein Brot damit verdienen können. Glaubst Du etwa, dass Du als jüdisches Mädels mal Chance hast in einem Museum zu arbeiten? Dass glaubst Du doch selbst nicht. Lass mich nicht lachen!"

Vaters Wort oder besser gesagt seinem Machtwort musste ich mich beugen, es war ja die Zeit, wo die elterliche Autorität in vielen Familien noch so viel stärker war, als sie es heute ist. Und selbst wenn es bei den Kindern oft Rebellion und Revolution gab, in den allermeisten Fällen fügten sie sich in den grossen Fragen des Lebens den Wünschen der Eltern. Ich glaube nicht, dass Vaters Geldbeutel dafür entscheidend war, aber die bürgerliche Familie war noch nicht aus den Fugen gegangen und es gibt nichts, was ein Kind seelisch so bindet, wie ein normales und harmonisches Familienleben.

Meine zweite Wahl fiel auf den Beruf der sozialen Fürsorgerin und dieser Wunsch wurde mit viel mehr Wohlwollen in meinem Elternhaus aufgenommen. Mein Vater hat sein Leben der Idee des Roten Kreuzes gewidmet, schon in Paderborn hat er die Sanitätskolonne gegründet und in Lemgo ist sein Andenken als Vorsitzender des Roten Kreuzes noch lebendig.

So konnte man begreifen, dass ein sozialer Beruf für ein Mädels, die in einer Atmosphäre der Hilfsbereitschaft herangewachsen war, einen grossen Reiz ausübte und nun wurden die ersten Schritte auf den Weg der Erwachsenen gesetzt.

Zur Vorbereitung wollte ich an der Fürst Leopold - Akademie in Detmold volkswirtschaftlichen Vorlesungen folgen, um dann später zur sozialen Frauen - Akademie in Düsseldorf zu gehen. Unvergesslich werden mir die zwei Semester als Gasthörerin bei Professor Nölting sein; intelligent und geistvoll wusste er uns die schwierige Materie lebend und fesselnd zu machen. Wir hingen alle an seinen Lippen, um uns nichts entgehen zu lassen und nach dem Krieg, als ich ihn als Landesminister in Lemgo begrüßen konnte, habe ich ihm noch das Kompliment machen können, dass er mir die Türe zu einem Wissensgebiet geöffnet hat, mit dem ich später so viel zu tun bekommen habe.

Dass diese Tür dann für mich für viele Jahre zugeschlagen wurde, hatte ich damals nicht ahnen können, aber die Schuld daran, trug Frau Dr. Marie Elisabeth Lüders. Oder soll ich ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, sie hat das grosse Verdienst, mich vor Enttäuschung und Versagen geschützt zu haben. Frau Dr. Lüders hielt damals in Lemgo einen Vortrag und man hatte es so arrangiert, dass ich ihr nach dem Vortrag, bei einem Zusammensein im kleinen Kreis, vorgestellt wurde. Bang und zugleich erfreut von einer solch wichtigen Dame des öffentlichen Lebens empfangen zu werden, habe ich mich mit Vater auf den Weg gemacht und über mangelnde Freundlichkeit konnte ich mich nicht beklagen. Aber ich war mit fast 18 Jahren noch so klein und schwächlich, dass mich ein Blick von Verwunderung und Geringschätzung streifte und Frau Dr. Lüders meine Zöpfe, die mir noch auf dem Rücken bummelten, mit einer graziösen Handbewegung aufhob und mir und meinem sozialen Sehnen das Todesurteil sprach.

"Zopfhasen können wir in Düsseldorf nicht gebrauchen, aber wenn Du in 5 Jahren mal wieder zu mir kommen willst, können wir weiter darüber sprechen."

In dieser Zeit sind 5 Jahre eine Ewigkeit und empört wies ich es von mir, so lange noch aus der Welt der Erwachsenen ausgeschlossen zu sein. Als ich viele Jahre später doch den Jugendtraum verwirklichen konnte, ist mir deutlich geworden, wie vorahnend Frau Dr. Lüders das kleine idealistische Mädchen vor sich selbst beschirmt hat. Denn gerade der Beruf der sozialen Fürsorgerin verlangt eine Reife und Lebenserfahrung, wenn man wirklich darin etwas leisten und den Familien, die man betreut, Stütze sein will, dass in diesem Fall grosse Jugend nur ein Nachteil ist.

Wenn ich ehrlich sein soll, hat der Urteilspruch von Frau Dr. Lüders mir zwar Kummer gemacht, aber gebrochen hat er mich nicht, dazu hatte das Leben in dieser Periode zu viel Facetten und es waren für mich zu viel Dinge da, an denen ich mich freuen konnte. Keineswegs musikbegabt, ich habe auf dem Klavier nur herumgestümpert, war es die Zeit der grossen Aufnahmefähigkeit für Musik und da waren meine Freunde Heinz und Lotte Hochfeld meine Lehrmeister.

Kinder aus einer befreundeten Familie sassen sie viele freie Stunden hinter dem Flügel und ich war häufig ihr einziges Publikum. Was würde ich darum geben, wenn Lotte mir nochmals Schubert vorspielen und Heinz Beethoven zum Erklängen beringen würde. Lotte wurde mit Mann, Töchterchen und Mutter ein Opfer der Raserei; sie wurden alle nach Polen verschleppt und dort verlor sich ihr Lebensweg in dem Dunkel, das Millionen Juden verschlang. Heinz und der jüngste Bruder Ernst hatten noch Gelegenheit vorher auszuwandern. Heinz hat sich in Israel als Bauer sesshaft gemacht, mit Schweiss und wahrscheinlich mit Tränen hat er in der Nähe von Tiberias seine Bananen - und Tomatenpflanzungen geschaffen. Ernst ist ein erfolgreicher Kaufmann in Südafrika geworden, der heute noch mit fanatischer Liebe am Lemgoer Wald hängt. Ich weiss, dass er sich als Wohltäter für Freunde, die in Not gekommen sind, wunderbar bewährt hat, ja das Leben stellt häufig andere Zensuren aus als die Schule, in der er es niemals zum Primus gebracht hat.

Meine dritte Berufswahl stand unter einem glücklicheren Stern. Eine Leseratte war ich schon immer gewesen und meine eigenen Märchen, die glücklicherweise der Nachwelt nicht erhalten geblieben sind, habe ich meinen Freunden oft erzählt und vorgelesen. Wen kann es da verwundern, dass ich durch die Vermittlung eines Bekannten in einer Buchhandlung in Hannover landete und dass ich dort nicht nur Pakete packte, Fakturen ordnete und Lagerbestände aufnahm, sondern dass ich mich auch bemühte, eine literarische Ratgeberin für viele unserer Kunden zu werden.

Deren bekannteste Kundin Vicky Baum war, die damals in Hannover lebte und die das junge, unerfahrene Mädel manchmal als Gesprächspartnerin erwählte und deren oesterreichische Liebenswürdigkeit und Charme meine Verlegenheit und Scheu bannte.

Ilse Drucker

## Wetterleuchten

Im Herbst 1929 ging ich als Buchhändlerin nach Frankfurt/Main. Wenn es Liebe auf den ersten Blick gibt, so war ich vom ersten Tag meines Aufenthaltes an, verliebt in diese Stadt. Und die Liebe blieb bis zum letzten Tag. Für einen Liebenden ist es immer schwer, das Objekt seiner Liebe zu analysieren, auch ich kann nicht genau sagen, was für mich den Reiz dieser weltoffenen Stadt ausmachte. War es die unvergessliche Lage am breiten Fluss, der Wald, der vor der Türe war? Waren es die Kunstschatze, die malerischen Gässchen der Innenstadt, das reich pulsierende geistige und künstlerische Leben? alles kam wohl zusammen, um Frankfurt für mich zu der Idealstadt zu machen und den wirtschaftlichen Niedergang konnte man 1929 noch nicht bemerken. Vielleicht wussten die Eingeweihten schon davon, aber für ein junges Mädel, die arbeits-eifrig und kulturhungrig diese Stadt erlebte, war nur der Glanz zu sehen.

Die Strauss'sche Buchhandlung, in der ich arbeitete, hatte einen jungen Chef mit viel modernen Ideen. Er hatte das Geschäft erst vor kurzem übernommen und wollte der alten Firma modernes Leben geben. Ihm schwebte vor, einer geistig interessierten Kundschaft nicht nur Klassiker und Neuerscheinungen zu verkaufen, er wollte auch durch eine ganz moderne Leihbibliothek gebildete, nicht so zahlungskräftige Schichten, die sonst keine Stammgäste in einer Buchhandlung sein konnten, anziehen.

So war es ein ganz gemischter Kreis, der sich in der Bibergasse einfand, es wurde ein Stückchen Demokratie hier verwirklicht, da vom reichsten Industriellen bis zum bescheidensten kleinen Studenten alles vertreten war. Ueberhaupt möchte ich Frankfurt eine demokratische Stadt nennen, am Sonntag konnte man z.B. (ein langes Wochenende gab es ja damals nicht) von der Putzfrau bis zum Generaldirektor alles wandernd im Taunus antreffen. Nicht allein vom ersten blässlichen Frühlingstag an bis tief in den Herbst fuhr man hinaus, auch im Winter war man naturhungrig und streifte herum.

Mein Zimmer ohne Pension hatte ich in einem weitläufigen, etwas altmodischen Haus gefunden, dessen Aussicht auf Gärten mich entzückte. Da nahm ich mit in Kauf, dass die Tapete keinen Halt mehr an den Wänden fand, dass der Teppich mehr als abgewetzt war und dass die Tischdecke aus gebünten Plüsch bestimmt schon die Jahrhundertwende miterlebt hatte. Die Vermieterin, die Witwe eines früher sehr reichen Mannes, war in dürftige Verhältnisse gekommen und die grosse Wohnung bildete ihre Haupteinnahmequelle. Sie hatte sich bescheiden in die Hinterräume zurückgezogen und die zwei repräsentativen, noch mit alter Pracht eingerichteten Vorderzimmer waren an kapitalkräftige Mieter vergeben.

Es war ein junges Ehepaar, das eine ganze Weile meine Mitbewohner waren und dadurch wählte sich eine nette und unglaublich interessante Hausfreundschaft an. Mir sind heute, nach so vielen Jahren noch Gespräche in der Erinnerung, die damals in der Küche geführt sind. Wir hatten Küchenbenutzung und sehr häufig, wenn ich mir abends mein Ei backte oder mir eine Tasse Tee aufgoss, war nicht nur Frau von Borck auch ihr Mann, der Solorepetitor an der Oper in Frankfurt war, anwesend. Er hat sich später einen Namen als Jazzkomponist gemacht und war allen modernen Strömungen aufgeschlossen. Ab und zu bat er mich in sein Zimmer, setzte sich an den Flügel und spielte mir Jazz vor, obgleich ich ihm offen sagte, dass diese Kunstrichtung mich nicht so entzückte. Vielleicht wollte er mich bekehren.

In diese Zeit fällt die Erstaufführung von Kurt Weill's Oper: Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny, der zum einem so schrecklichen Theaterskandal führte. Ich sehe noch Edmund von Borck vor mir, als er mir am nächsten Tag von dem Tohuwabohu erzählte, der im Theater geherrscht hatte. Waren es fanatische Kunstjünger, die die klassische Kunst schützen wollten, ablehnend gegenüber jeder Ausserung der avant-garde oder war es ganz einfach und schlicht nur fanatischer Antisemitismus? Auch Edmund von Borck konnte mir darauf keine Antwort geben, aber rückschauend kann man wohl sagen, es war Antisemitismus.

In dieser Stadt der Rothschilds, mit weitem jüdischen Einfluss, hatte sich wohl so manches an Spannungen gebildet, das sich jetzt in einem wilden Ausbruch lösen wollte. Uebrigens sind nach dieser Skandalnacht noch manche ruhige Aufführungen der Oper von Kurt Weill gewesen und es gab überall heftige Diskussionen ob sie nun ein Wegweiser in eine moderne Opernzukunft sei oder ein einmaliges Experiment, gebunden an die Genialität ihres Komponisten.

Der Schluss der Opernsaison brachte auch den Schluss der Hausfreundschaft mit den Borck's. Sie gingen nach Kassel und ich habe sie nicht wiedergesehen. Der Zufall hat mir mal im Kriege eine deutsche Zeitung in die Hand gespielt und darin habe ich gelesen, dass Edmund von Borck vor Monte cassino gefallen ist. Ein junger, reich begabter Mensch, er war auch literarisch sehr auf der Höhe, kam im Strudel des Unheils um.

Die Beschäftigung mit Büchern, die mir immer lieb gewesen ist, brachte auch ihre Schattenseiten mit sich. Der Bücherstaub hatte sich sehr fest auf meine Stimmbänder gesetzt, ich war manchmal heiser und da diese Heiserkeit im Buchhandel nicht angebracht war, so empfahl der Arzt eine kurze Reise an die See. Ich fuhr nach Norderney, wo auch Freunde von mir in Sommerfrische waren. Das Reiseabenteuer, nach dem sich so viele junge Mädels sehnen, das sie mit allen Mitteln herbeiführen wollen, wurde mir am ersten Tag meiner Inselferien

in den Schoss geworfen. Als plötzlich ein Wolkenbruch die Badefreude störte und alles Schutz suchte, kam ein sehr netter Kavalier um Obdach in meiner Badezelle bitten. Nach kurzer Zeit schien wieder die Sonne, aber dieses Intermezzo war der Anfang einer Ferienfreundschaft, die mir noch Kopfschmerzen und Unruhe besorgen sollte. Mein Verehrer hatte in diesem Sommergewitter sein Herz an mich verloren und wir waren von diesem Augenblick an, unzertrennlich. Welches junge Mädel liesse sich nicht entzückt und geschmeichelt die Verehrung eines viel älteren Mannes, der sie mit Aufmerksamkeiten umringt, gefallen? Er erzählte mir von seinem Leben, das ihn viel ins Ausland führte, er war Hamburger Grosskaufmann, das neben seinem Beruf, der Musik, die er über alles liebte, geweiht war. Von seiner persönlichen Einsamkeit, da er bisher noch nicht die Frau gefunden hatte, die ihm Erfüllung und Kameradschaft geben konnte. Bahnte sich hier eine Gemeinschaft an, die auch mir Lebenserfüllung geben würde?

Zwei Erlebnisse in wenigen Tagen riefen mich in eine Wirklichkeit zurück, die ich am liebsten nicht anerkannt hätte. Aber die mich nun zwang, sie anzuerkennen. Ein festlicher Abend vereinte ganz musikliebend Norderney beim Konzert von Helge Rosvänge und mein Kavalier hatte mich mit einer Konzertkarte überrascht. In der Pause gingen wir, noch in Trance über diesen herrlichen musikalischen Genuss, im Foyer spazieren, als mein Bekannter sich bei mir entschuldigte. Gerade hatte ein Freund ihn entdeckt, der ihn begrüßen wollte und auf den er jetzt zuging. Nach Ablauf des Konzertes gab er mir eine Erklärung, die mir das Herz zusammenzog.

"Sein Sie mir bitte nicht böse, dass ich Sie vorhin kurz verlassen habe, aber ich fand es besser, Ihnen meinen Freund nicht vorzustellen; ich kenne seine Einstellung und weiss, wie antisemitisch er ist. Ich weiss auch, dass Sie auf seine Bekanntschaft keinen Wert legen." Natürlich hatte er recht und die Quintessenz eines längeren Gespräches war, dass man Fanatiker nicht überzeugen kann, Sie wollen nur hassen.

Ein paar Tage später schlug er mir einen gemeinsamen Ausflug nach Borkum vor, das er noch nicht kannte und das er sich gerne ansehen wollte. Ich schlug es ihm rundweg ab, seine Begleiterin zu sein. Borkum, das Nordseebad, wo überall Tafeln standen: Juden nicht erwünscht, war für mich bestimmt kein erwünschtes Ausflugsziel. Eine hitzige Diskussion schloss sich an. Mein Bekannter beteuerte starrköpfig, dass ich unter seinem Schutz stände und kein Mensch mich auch nur schief angucken würde. Und ich war genau so eigensinnig und weigerte mich einen Fuss auf ein Stück Land zu setzen, auf dem ich nicht willkommen war. Sein Gefühl der Ritterlichkeit konnte ich begreifen und

schätzen, aber mein Gefühl der Ablehnung war so gross, dass ich, selbst ihm zu Gefallen, keine andere Entscheidung hätte treffen können.

Allein ist er nicht gefahren, aber der Schatten, der sich seit unserem Zwiſtgespräch über unsere gerade jung erwachende Neigung gelegt hatte, war so dunkel, dass verdeckt wurde, was bisher an Verstehen und Sympathie aufgeblüht war. Ich fühlte mit innerer Gewissheit, dass ein gemeinsames Leben im Schatten dieses Feindes, der Antisemitismus hiess, unmöglich sein würde, dass nur eine ganz grosse, tiefe Liebe, von der wir noch weit entfernt waren, den Abgrund überbrücken könnte. So trennten sich unsere Wege.

Im Herbst geisterte ein Gespenst durch Frankfurt, dass diese schöne, blühende Stadt bald verwandelte. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit. Es bekam bald die Stadt in ihren Bann und wo es erschien, erweckte es Verzweiflung und Fanatismus. An den Winter 1930/31 kann ich nur mit Schauern zurückdenken. Dauernd zogen Demonstrationzüge der Nationalsozialisten und der Kommunisten durch die Strassen. Begegneten sie sich, dann war der Frieden der Stadt gestört. Es hat Tage in 1931 gegeben, wo mein Chef entmutigt in die Ladenkasse geschaut hat, die Einnahmen waren bis auf ein Minimum zurückgegangen und keine Reklame und keine noch so vorzügliche Geschäftsführung konnte dem Verfall Einhalt tun. Unsere christlichen Kunden zogen sich häufig zurück und die jüdische Kundschaft fing schwer unter dem, teils offen verlangten, teils geflüsterten Boykottlosungen an zu leiden.

Mein ganzes Herz hing an Frankfurt und an meiner Arbeit. Mein Chef, der noch im Frühjahr und Sommer davon gesprochen hatte, mir eine Filiale einzurichten, die ich selbständig leiten sollte, hatte weder Mut noch Initiative mehr. So wusste ich, was eines Tages kommen würde und der Tag kam auch, wo man mir kündigte.

Nicht wegen Mangel an Leistung, nur weil mein Gehalt erspart werden musste und weil meine ältere Kollegin noch einen alten Vater zu unterhalten hatte, der der grössten Not preisgegeben wäre, wenn man sie entlassen hätte. Ich hatte ja noch ein Elternhaus, das immer für mich offen stand und es waren so manche Auslandsreisepläne aufgetaucht, die ich gerne verwirklicht hätte.

Trotzdem ging mir das Scheiden von Frankfurt ans Herz. War es ein Ahnen, dass es mehr sei als ein normaler Abschied, drückte die Zeit mit ihrer Ruhelosigkeit, der Ausweglosigkeit und dem Fanatismus so schwer auf mir? Ich weiss es heute nicht mehr. Wohl weiss ich, dass ich mich am letzten Tag hinter den Bücherregalen verkrochen habe und bitterlich weinte.

Ilse Drucker

## Blitz aus dunklem Himmel

In meinem Fotokasten finde ich ein kleines Bildchen, es stellt die Villa "Les Buissons" vor und im Januar 1932 war ich auf dem Wege nach Fontainebleau, wo sich besagte Villa befand, um einem jungen Mädels von 15 Jahren deutsch beizubringen und gleichzeitig fließend französisch zu lernen. Eine Stellung au pair, die mir die Möglichkeit bieten sollte, während eines Jahres nicht nur französisch zu sprechen, sondern auch Land und Menschen kennen zu lernen.

Für mich war es doch wohl ein grosser Schritt, beruflich ins Ausland zu gehen und ich war entsprechend aufgeregt, so dass ich, als ich an die französische Grenze kam, kein Wort herausbringen konnte. Sieben Jahre hatte ich, nicht ganz erfolglos, französische Verben gepaukt, hatte aus dem französischen ins deutsche übersetzt und umgekehrt. Es war mehr als blamabel, nun an der Grenze zu sein und nicht mal stottern zu können, aber es war, als wenn ein Schwamm mein Gehirn leergewischt hätte, nicht mal in den Ecken fand sich etwas brauchbares Wissen.

Rascher als ich es gedacht hatte, kam es dann zurück und was die Freundlichkeit meiner Gastfamilie betroff, hätte ich nirgends besser aufgenommen werden können, es waren besonders herzliche und verständnisvolle Menschen. Eigentlich war es gar keine Familie und man konnte sie beim besten Willen nicht mal als französisch bezeichnen. Der Herr des Hauses war ein alter Amerikaner, in zweiter Ehe mit einer Französin verheiratet, deren Enkelin ich nicht nur die Schönheiten und Kniffligkeiten der deutschen Sprache beibringen sollte, ich war auch als ihre ständige Begleiterin ausersehen.

Warum man ein 15 jähriges Mädels keinen Moment aus den Augen lassen durfte, war mir im Anfang schleierhaft, auch wenn die Stellung der jungen Mädchen in damaliger Zeit in Frankreich eine ganz andere war als in Deutschland. Es erschien mir wirklich übertrieben, dass man ein so grosses, gesundes Mädels zur Schule bringen und wieder abholen musste und man sie auch sonst ständig bewachte. Lebensmüde war meine Elyse nicht, wie hätte auch ein junges Wesen, ausgestattet mit Liebreiz und Intelligenz an Selbstmord denken können und auch charakterlich war sie ganz einwandfrei. Nach und nach, vor allen Dingen von einer Verwandten, die besuchsweise bei uns war, habe ich dann den Grund für diese Ueberwachung, die man polizeilich nennen konnte, gehört. Das Leben schreibt manchmal Dramen, die wir als unnatürlich bezeichnen, wenn wir sie von einem Romanschriftsteller aufgetischt bekommen. Und dieses war die Tragödie meiner Schutzbefohlenen.

Ihre Mutter, genau wie die Tochter durch Schönheit und Geist ausgezeichnet, hatte jung einen halb englischen halb deutschen Mann geheiratet. Die Mischung

scheint in diesem Fall nicht besonders gut gewesen zu sein; denn der junge Ehemann, dem es an Charakterstärke fehlte, verliebte sich nicht nur in eine um 20 Jahre ältere amerikanische Tingel-Tangelsängerin, er wollte sie auch vom Fleck weg heiraten und verlangte von seiner Frau die sofortige Scheidung. Die junge Frau wollte schon, des Kindes wegen, nicht einwilligen und sagte nein. Worauf der Ehemann sie totschoß. Es war in der turbulenten Zeit des ersten Weltkrieges in Paris und der Vater von Elyse floh ins Ausland und ging später nach Amerika.

Jetzt wollte er, so wurde mir in bedeckten Worten gesagt, die junge und hübsche Tochter nach Chicago entführen und so musste ich als Cerberus fungieren. Ob ich im Ernstfall meiner Aufgabe gewachsen gewesen wäre, bezweifle ich, aber glücklicherweise hat sich während meines dreimonatigen Aufenthaltes nichts gerührt und geregt.

Da der Aufenthalt für ein Jahr angesetzt und die Leute reizend zu mir waren, mussten schon ganz besondere Ereignisse eintreten, um mich aus einem Lande, das ich so verehrte, zu vertreiben. Es war nicht die Kälte, die in diesem Winter plötzlich und ganz unfranzösisch einsetzte und der unsere Zentralheizung nicht gewachsen war. Es war auch nicht die Unordnung, die man bei uns vielleicht als ponische bezeichnen würde, die mich störte. Obgleich ich bedauerte, dass die Handtücher dem Schweizer Käse ähnelten und das herrliche Sevres - Porzellan unter einer Decke von Staub kaum zu erkennen war.

Aber das Verhängnis kam für mich in der Form einer Freundin von Elyse, einem sehr liebenswerten und warmherzigen Geschöpf, die nur einen Nachteil hatte, dass sie die Tochter eines hohen französischen Offiziers war. Die beiden Mädchen waren Busenfreundinnen und nicht nur, dass Jacqueline häufig zu uns kam, ab und zu begleitete ich meine Schutzbefohlene zum Elternhaus von Jacqueline, wo ich aber niemals den Vater traf.

Wer beschreibt mein ungläubiges Erstaunen, gemischt mit Empörung, als ich eines Tages, es war Mitte April, einen Ausweisungsbefehl für mich im Briefkasten fand. Weder ich, noch meine Gastgeber konnten ihren Augen trauen, aber es stand dort schwarz auf weiss, dass ich innerhalb kürzester Zeit Frankreich verlassen musste. Ich muss wirklich sagen, dass die Trauer und Verzweiflung bei meinen Leuten viel grösser war als bei mir und dass sie alles taten, um das Unheil abzuwenden. Sie mochten mich gern und das war bei Madame wirklich verwunderlich; denn im allgemeinen hatte sie die Deutschen nicht ins Herz geschlossen. Verständnis hatte ich dafür, da sie mir erzählt hatte, dass das Gut ihrer Eltern beim Einmarsch der deutschen

Truppen in 1870 ganz verwüstet worden war. Und ganz zu schweigen von den schlechten Erfahrungen mit dem halb - deutschen Schwiegersohn. Es lag nicht an ihnen, dass ich in den letzten Tagen des April abreiste, sie hatten den ganzen Kreis ihrer Beziehungen für mich mobil gemacht, man hatte mich selbst in Paris zu einer einflussreichen Persönlichkeit geschickt, die eingreifen sollte. Auch ich versuchte, auf die Höflichkeit der Franzosen spekulierend, wenigstens für einige Monate Aufschub zu erhalten aber mit Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit bekam ich Absage auf Absage. Warum? Zuletzt hörte ich ganz zaghaft angedeutet, dass man mich, da man mich mehrfach aus dem Hause eines französischen Offiziers herauskommen sah, für eine deutsche Spionin hielt. Obwohl mir zu diesem, vielleicht interessantesten aller Berufe sowohl die Neigung wie die Eignung fehlte, muss man mir wohl solche Kapazitäten zugetraut haben. Vor mir steht jetzt das Bild meines Schützlinges, mit der ich noch Jahre in Korrespondenz stand, mit der rührenden Inschrift: A ma fidèle Ilse, que j'aime beaucoup et encore beaucoup. Elyse                      Septembre 1932.

Ich habe oft in Bitterkeit gedacht, warum man mich in Frankreich nicht in Ruhe gelassen hat, aber wenn ich an die Gespräche mit dem Herrn des Hauses und noch anderen Franzosen zurückdenke, kann ich mir selbst sagen, dass man in der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus, alles was aus Deutschland kam, mit dem grössten Misstrauen betrachtete. Zwei deutsche Invasionen in einem Menschenalter hatten doch tiefere Spuren hinterlassen als viele Deutsche sich denken konnten und der Name Hitler wurde überall mit Widerwillen und Abscheu ausgesprochen.

Ueber die politischen Ereignisse in Deutschland in 1932 kann ich nichts sagen, ich nahm sie nicht mit wachem Geist auf, da eine schwere Krankheit meiner Mutter, alles was an Aufmerksamkeit in mir war, absorbierte. Es war ein Kampf gegen den Engel des Todes, geführt mit der aus Verzweiflung geborenen Entschlossenheit einer liebenden Tochter. Wie ein Schleier liegt es für mich über den letzten Ereignissen in der Republik von Weimar, die verurteilt war zu sterben, weil sie selbst wehrlos, von allen Seiten angegriffen wurde.

Aber an ein friedliches Wochenende bei Freunden in Celle erinnere ich mich noch genau, es war der Freund aus Lemgo Walter Lenzberg, der als Jurist einen ehrenvollen und zukunftsversprechenden Platz beim Oberlandesgericht in Celle bekommen hatte. Er und seine junge Frau hatten sich eine Häuslichkeit geschaffen, gekennzeichnet durch Einfachheit und Geschmack. Hätte ihm damals eine Wahrsagerin die Ereignisse des kommenden Jahrzehntes vorausgesagt, er hätte wohl über so viel Unsinn gelacht. Denn es liegt nicht auf dem Wege eines deutschen Richters nach einer abenteuerlichen Reise über den Ocean als Arbeiter hinter

einer Maschine zu stehen.

Als ich Lenzbergs in 1953 in Chicago besuchte, hatten sie die grössten Schwierigkeiten schon längst überwunden, hatten sie wieder eine hübsche Häuslichkeit und konnten wir schon wieder lächeln über ihre Erzählung, dass sie sich von den Nachbarn Stühle leihen mussten, als sie zum ersten Mal wieder in Amerika eine kleine Feier gaben. Doch ich glaube, erst in Zeiten der Not können Menschen zeigen, welche Persönlichkeiten sie sind und von Lenzbergs kann man nur sagen, dass sie sich, wo das Leben sie auch hingestellt hat, wunderbar bewährt haben.

War es, um den abgedroschenen Ausdruck vom Tanz auf dem Vulkan zu gebrauchen, die innere Unruhe und die nicht zu leugnende Angst die mich, da es der Mutter viel besser ging, in einen Vergnügungstrubel trieb. Lampenlicht, Tanz, grosses Abendkleid, kleines Abendkleid, alles musste zusammenspielen, um die Vorahnung von etwas Unabwendbarem totzuschlagen.

In der letzten Januarwoche in 1933 war ich zu einem Ball bei der Geselligkeitsvereinigung Schlaraffia in Bielefeld eingeladen, es war, wie man sagte, ein gelungenes Fest und ich kam fröhlich und beschwingt nach Hause. War es eine echte Fröhlichkeit? Hatte die Seele noch Flügel, um sich am Tanz zu erfreuen? Ich glaube es nicht, aber es war ein Spiel, das wir alle mitspielten.

Sehr selten hörte ich die Nachrichten am Radio. Aber am 30. Januar 1933 hatte ich den Apparat angestellt und konnte so einem historischen Augenblick beiwohnen. Der böhmische Gefreite war Reichskanzler geworden von Deutschland. Mein Verstand sagte mir, dass es wohl nicht zu schlimm werden würde, da ja auch noch andere Kräfte in Deutschland anwesend waren. Aber das Herz sprach lauter und wollte nichts vom Verstand wissen.

Und die tiefsten Erkenntnisse sind die Erkenntnisse unseres Herzens.

Ilse Drucker

## A b s c h i e d

Waren es die Räder des Zuges, die sangen: Heimat, Heimat, oder war es eine innere Melodie, die in mir ertönte, als ich die wohlbekanntesten und so geliebten Hügel und Wälder, die Wiesen und die alles beherrschenden Türme der Nicolaikirche sah?

Vor mehr als zwei Jahren, in 1934 hatte ich Abschied genommen. Abschied von der Jungmädchenzeit, Abschied von den Eltern, die ich irgendwie hilflos, preisgegeben der Willkür des Dritten Reiches einsam zurücklassen musste. Denn fortan sollte meine Heimat, an der Seite meines Mannes in Holland sein, das seine Grenzen, wie schon so oft, den Flüchtlingen, den Verachteten und Vertriebenen geöffnet hatte.

Nun kehrte ich zu einem kurzen Besuch ins Elternhaus zurück, das so verändert war, vielleicht weniger im äusseren Sinn als in der Atmosphäre. Kein frohes Lachen kam mehr auf, kein Scherz und nur noch wenige der alten Freunde wagten den Weg in ein Haus, das so vielen früher nicht nur eine gastliche Stätte sondern auch ein Hafen gewesen war. Wohin sie oft in Bedrängnis und Kummerniss gekommen waren und immer getröstet und meistens geholfen von dannen gingen.

Aber das Dritte Reich hatte ein neues deutsches Wörterbuch geschaffen und die Worte Dankbarkeit und Freundschaft waren, soweit es sich um Juden handelte, häufig gestrichen. Geblieben war für mich die Wärme des Hauses, die die Tochter wie immer umhüllte und das unbeschreibliche Gefühl in der herrlichen Alten Hansestadt zu sein. Vertraut aus Kindertagen und in einer Landschaft, die man sich erwandert hatte, in der auch alles vertraut war, von der Biegung des Flusses bis zur kleinen Tannenschonung oben im Walde.

Die Harmonie der Landschaft sprach wieder zu mir und trotz des tiefen Schmerzes um alles, was uns schon genommen war und in dem unbestimmten bangen Vorgefühl, was noch an Demütigungen und Herzeleid auf uns wartete, war ein Besuch in Lemgo ein Idyll.

So hatte ich es gehofft, so war es geträumt. Vielleicht war es ein sträflicher Leichtsinns in einer so "heroischen" Zeit ein Idyll zu erwarten, vielleicht zeugte es nur von meiner falschen und weltfremden Einstellung, dass ich etwas erwartete, was die Gegenwart nicht geben konnte. Das Spinnwebgewebe der Träume und Beschaulichkeit zerriss vor dem Aufruf der Gestapo.

Im Ballhaus in Lemgo wurde ich erwartet, am nächsten Morgen um 11 Uhr hatte ich zu erscheinen. Gründe für diesen ungewöhnlichen Besuch wurden nicht angegeben. Und es war auch kein Besuch, den man mit den abgedroschenen Phrasen

dass man sich nicht wohlauf fühlte, dass man keine Zeit habe oder gerade an diesem Tage anderweitige Verpflichtungen eingegangen sei, ablehnen konnte. Vielleicht war einen Augenblick die Qual der Wahl da, so rasch wie möglich nach Holland zu fahren, alles hinter sich zu lassen, was sich an Ungeist und Barbarentum in Deutschland eingenistet hatte. Aber dieser Weg stand mir nicht offen; es wäre die Preisgabe der Eltern gewesen, deren Glück jetzt *mehr* denn je von dem Wiedersehen mit ihrem Kind abhängig war.

Es war ein schwerer Weg. Nichts sprach heute zu mir von der erlesenen Schönheit der alten Giebel, keine Bewunderung brachte ich für den Bürgerfleiss und den Bürgerstolz auf, der sich in den wuchtigen Mauern der Patrizierhäuser offenbart. Nur Angst und Bitterkeit waren in mir. Auch diese Stunde ging vorüber. Ohne Misshandlung und ohne Gewaltanwendung.

Ich blickte in ein Gesicht, das weder hässlich noch schön war, nur leer und stumpfsinnig. Ein Befehlsempfänger, der seine Befehle weitergab. Dieser Befehl lautete: "Sie haben Lemgo morgen zu verlassen und dürfen nur mit einer amtlichen schriftlichen Erlaubnis wieder Deutschland betreten." Frage: "Warum?" "Antwort: " Ich weiss es nicht."

Was hätte ich nach dieser Unterredung um schauspielerische Begabung gegeben, um den Eltern die Komödie vorzuspielen, es wird so schlimm nicht werden, man wird mir bestimmt die Einreise gestatten.

Aber ich bin eine klägliche Schauspielerin und so war es nur eine Probe der Tapferkeit, die wir zusammen ablegten. Vater, Mutter und ich versicherten uns immer wieder, dass wir uns in Lemgo wiedersehen würden. Worte, ausgesprochen ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, nur Worte, damit kein verzweifertes Schweigen uns die Haltung, um die wir so mühsam kämpften, rauben konnte.

Keine Henkersmahlzeit sollte bereitet werden, nur den einzigen Wunsch hatte ich, allein Abschied vom Walde zu nehmen. Wie oft hatte ich Kinderfreude - und Schmerz in den Wald getragen und immer war ich getröstet oder mit einem gesteigerten Glücksgefühl zurückgekommen.

Rainer Maria Rilke sagt in seiner Einleitung zur Künstler - Monographie Worpsswede, von der Erde, die er erfüllt hat, wie nicht viele vor ihm und nicht viele nach ihm, sie erfüllen werden :

" Sie weiss nichts von uns. Und was die Menschen auch erreicht haben mögen, es war noch keiner so gross, dass sie teilgenommen hätte an seinem Schmerz, dass sie eingestimmt hätte in seine Freude. Manchmal begleitete sie grosse und ewige Stunden der Geschichte mit ihrer mächtigen brausenden Musik oder sie schien um eine Entscheidung windlos, mit angehaltenem Atem stille zu stehn oder einen Augenblick geselliger harmloser Froheit mit flatternden Blüten, schwankenden Faltern und hüpfenden Winden zu umgeben - aber nur um im nächsten Momente sich abzuwenden und den im Stiche zu lassen, mit dem sie eben noch alles zu teilen schien. "

Heute teilte die Erde für einen einzigen kurzen Augenblick das Leid eines ihrer Kinder. Der Herbstwald schwieg, der feine Nebel erstickte die Geläute und sein Schweigen sprach viel lauter als das Rauschen eines Orkans. Es war, als wenn der Wald sich schlafen legen wollte, damit sein Schlummer ihn von allem Grauen der sinnlosen Gewalt abschlösse. Seine heilende Kraft wollte er einem verwundeten Menschen schenken, wie er sie so oft seinen verwundeten Geschöpfen geschenkt hatte. Es war, als wenn die Last, die mir aufgebürdet war und die ich nicht tragen wollte, auf einmal viel leichter geworden und das Lächeln, das nur eine Grimasse gewesen war, hatte nun nichts maskenhaftes mehr. Diktatoren kommen und gehen, aber der Wald ist ewig. Sein leises Atmen überstimmt ihr Gebrüll. Für diesen einzigen Augenblick gab es mir nochmals das Gefühl der Geborgenheit.

Vielleicht war ich nicht einmal erstaunt, dass ich zurückkommend, meine christliche Freundin zu Hause auf mich wartend fand. Zum Wunder der heilenden Natur gab es nun das Wunder der heilenden menschlichen Wärme. Ich weiss nicht, ob sie der Weg in unser Haus Ueberwindung gekostet hatte, die Ueberwindung der Furcht durch die herzliche Anteilnahme. Ich fragte nicht, sah die ausgestreckte Hand und wusste, dass es Werte gibt, die kein Adolf Hitler zerstören kann. Wir sprachen nicht viel, was sollte auch gesagt werden, jedes Wort war zu viel. Aber ihre Tapferkeit und ihre Grösse hatten ja keine Worte nötig. Dass sie in dieser Stunde bei mir war, nahm dem Schmerz seine Bitterkeit.

Auch wenn sich unsere Wege äusserlich trennen würden, das Gemeinsame der Freundschaft würde bleiben. Nichts Gutes, was uneigennützig in der Welt getan wird, wird untergehen. So gab mir die Freundin als Vertreterin des "anderen Deutschlands", das jetzt unterdrückt und vergewaltigt wurde, den Abschiedsgrüss.

Am nächsten Tage war ich auf der Heimreise. Wohl nahm die Netzhaut die bunten Bilder, die in ihrer Buntheit so gefährlich waren, die Hakenkreuzfahnen, die Uniformen der S.A. und der Hitlerjugend auf, aber es waren Bilder, die nicht haften blieben. Vielleicht weil mein Inneres durch das Bild der Freundin ausgefüllt war, die ohne bei mir zu sein, mich in die neue Heimat begleitete.

Grenzbahnhof Kaldenkirchen. Letzte Station eines, bis zur Unkennlichkeit veränderten Landes. Dann rollte der Zug den saftigen Weiden Hollands, die mit den friedlich grasenden Kühen für mich ein Symbol der Ruhe und der Ausgeglichenheit geworden war, zu. Ich stand am Fenster und sah die letzten Lichter von Deutschland verlöschen.

Ilse Drucker

## W i e d e r s e h e n

Wie oft hatte ich meinen Freund Gerhard geneckt: "Wenn das Tausendjährige Reich herum ist, zeige ich Dir den Teutoburger Wald." Nicht viele Landschaften sind so weich und lieblich, wie seine mit Buchen, Eichen und Tannen begrüntem Hügel. Als Berliner war ihm wohl das Riesengebirge, der Harz und der Thüringerwald bekannt, doch Westdeutschland war für ihn terra incognita.

So gab ich mir grosse Mühe, aus meinem Erinnerungsschatz alles auszukramen was mir an Bildern aus der Heimat haften geblieben war und ich versuchte vor seinen Augen die Verträumtheit des Donoper Teiches an einem Junimorgen, die herbe Schönheit der Plastik an den Externsteinen und das Farbenfest der Egge an einem sonnigen Herbattag erstehen zu lassen.

Sein vielversprechendes Leben wurde in Auschwitz ausgelöscht. So konnte er nicht mein Begleiter sein, als ich im Oktober 1946 wieder zu einem kurzen Besuch nach Lemgo kam, um endlich den alten Vater, der die Qual von Theresienstadt überstanden hatte, zu sehen.

Er war heimgekommen im Sommer 1945, ohne seine gütige Lebensgefährtin, seine älteste Tochter und seinen einzigen Enkel. Unfassbar der Zoll, den er dem Wahnsinn bezahlt hatte. Nun verlangte er mich zu sehen und verständnisvolle und beziehungsreiche Holländer gaben mir die Möglichkeit, seinen Herzenswunsch zu erfüllen.

Ich habe mich oft gefragt, ob diese Reise Wirklichkeit war oder nur ein Fantasiegebilde, da mir während der Fahrt alles fremd war. Geisterstädte voll Ruinen tauchten auf, Menschen, die eine Sprache sprachen, die ich viele Jahre nicht mehr gesprochen hatte. Ueberfüllte Züge, Reisende häufig ohne Koffer, nur mit grossen Pappdosen beladen und dazwischen die Uniformen der Besatzungsmacht. Freuen, nein das konnte ich mich nicht, die Freude war verschüttet in der Zeit meiner Flucht vor der deutschen Gestapo, die mich von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gejagt hatte. Geblieben waren der Schmerz und die tiefe Dankbarkeit gerettet zu sein, die nun ihren Ausdruck in sozialer Arbeit fand. So wollte ich eine Dankesschuld tilgen, die ich dem holländischen Volk, meinen Rettern schuldete und gleichzeitig ein winziges Steinchen beitragen für den Bau einer neuen Welt, geboren aus Angst und Verzweiflung, die der jungen Generation aller Länder eine Mutter und keine Stiefmutter sein sollte.

Vielleicht hätte ich mich bis ins unendliche in Tagträume versponnen, aber ich musste Landwege laufen, auf zugigen Bahnsteigen warten und dann kam die Reise in Bielefeld ganz unerwartet zu ihrem Ende. Man hatte nur ein mitleidiges Lächeln für mich, als ich fragte, ob denn gar keine Möglichkeit mehr sei, nach Lemgo zu kommen. Nur jemand aus dem Ausland konnte solch törichte Frage stellen und Hotelzimmer konnte man mir auch nicht anbieten. Wie naiv, in 1946 solche Ansprüche zu stellen. Aber Hilfe für mich blieb doch nicht aus, ein Mitropawagen war irgendwo hinter dem Bahnhof niedergesetzt und dort konnte man mich "gastfrei" empfangen und mir sogar Nachtruhe gewähren.

Wie vertraut war mir Bielefeld von Schultagen gewesen, aber in diesem Gewirr von Schutthaufen und Schlaglöchern wäre ich in der Dunkelheit wie ein im Walde verirrttes Kind gewesen, wenn nicht ein hilfreicher Bielefelder mich dorthin gebracht hätte, wo Licht und Wärme war. Zwei Stunden später konnte ein rasch benachrichtigter Vater sein Kind nach vielen Jahren in die Arme schliessen. Heimkehr der verloren geglaubten Tochter; denn es hatte eine ganze Zeit gedauert bis die Verbindung zwischen Lemgo und Amsterdam hergestellt war. Ein Tisch voll mit guten Dingen, die Verwandte und Freunde aus dem Ausland geschickt hatten, wartete auf mich und die Hausmitbewohner, Vaters Glück teilend, hatten als Blumendekoration eine Efeuquirlande zum allgemeinen Fest beigeuert.

Es war eine Woche des Sprechens und des Schweigens. Wir sprachen über so viel wichtige Dinge wie Menschen<sup>es</sup> tun, die einander dauernd sehen. Wir schwiegen über das, was wir nicht ertragen hätten, aufleben zu lassen, dazu waren die Wunden noch zu frisch, das Leid und der Jammer um die, die wir hergeben mussten, noch zu gross. Aber ein Schweigen kann wohltätig sein. Für uns war es wie die heilende Hand des grössten aller Aerzte, der unser Schicksal nach seinen, unerforschlichen Wegen leitet.

Nun stand ich wieder vor den alten Giebeln, die mir so oft erschienen waren, wenn ich ihr Bild am wenigsten gebrauchen konnte, nämlich wenn ich meine letzte Kraft zusammennehmen musste, nur zu dem einen Zweck: zu überleben. Nach dem Chaos der meisten deutschen Städte wirkte Lemgo wie ein Stein gewordenes Museum. Wo gab es das noch einmal in Deutschland, eine Stadt, die erhalten geblieben war und die nun wirkte, wie eine wertvolle alte Uhr, die man unter einer Glasglocke bewahrt hatte.

Wieder ging ich die bekannten Strassen und weiter noch, der Bega entlang,

am Braker Schloss vorbei, den Weg, den ich so oft zur Freundin gemacht hatte. Zehn Jahre sind eine lange Zeitspanne und doch nicht mehr als ein Tag, wenn freundschaftliches Gedenken sie überbrückt. So standen wir uns dann wieder gegenüber, verändert und unverändert und konnten den Faden weiterspinnen, der vor 10 Jahren jäh abgerissen wurde.

Auch dieses Mal gab es nicht viel Worte, dazu war das Geschehn zu stark gewesen, aber das Gefühl der unveränderten Freundschaft gab mir Wärme und innere Ruhe. Noch unendlich oft sollte sich die schwere Eichentür ihres Hauses für mich öffnen und konnten wir uns erzählen von dem, was einmal war und von dem, was vielleicht einst sein würde. Aber dieses erste Treffen nach dem Kriege wird mir immer unvergesslich sein. Jetzt konnten wir uns die Hand geben und sagen : Auf baldiges Wiedersehen.

In Sturm und Regen nahm mich der Wald wieder auf, aber war nicht in dem Rasen des Sturmes die Verheissung zu hören, dass in meiner neuen Heimat und im Land, wo seit undenklichen Zeiten meine Vorfahren gelebt hatten, die Ruinen aufgebaut werden würden. Dass man sich bemühen würde, die zerrissenen Fäden wieder zu knüpfen.

Vielleicht noch nicht stark genug für die jetzige Generation, aber unzerreissbar für spätere Generationen, die die Kraft finden würden, aus der Lehre der Jahre des Unheils, den Glauben an die Unzerstörbarkeit der menschlichen und geistigen Werte aufzubauen.

Ilse Drucker